

Dieser Beitrag vollzieht Bewegungen im Denken über lesbische Repräsentation und lesbische Verkörperung durch die rhetorische Figur der „Sichtbarkeit“ und deren politische Möglichkeiten und Begrenzungen nach. Sexualität hat eine überaus beladene Beziehung zum Visuellen, die queere Politiken auf verschiedene Weisen zu stören versuchen.¹ „Wissen“ über Lesbischsein beruht in erstaunlichem Maße auf Urteilen über die Stabilität bzw. Instabilität des Sichtbaren. So lässt sich die lesbischwuletransgender Bewegung auch als herausragendes Beispiel einer Politik der Visualität beschreiben, innerhalb derer das Verständnis und die Zuschreibung von Identität auf einem gekoppelten Wissens- und Blicksystem gründet.

Wie erkennt man eine Lesbe? Welche Inszenierungen von lesbischen Körpern geraten ins Blickfeld von lesbischen/queeren Analysen, welche werden ausgeschlossen und warum?

Ich gehe von der These aus, dass der politisch eingesetzte Begriff der „Sichtbarkeit“ als unbewusste Metonymie für „Erkennbarkeit“ verwendet wird. Diese einschränkende Verwendung trägt dazu bei, ein Repräsentationssystem aufrecht zu erhalten, das *visuelle* Repräsentation privilegiert und Verkörperungen, die keine *visuelle* Evidenz für ihre geschlechtliche/sexuelle Devianz liefern, ignoriert oder marginalisiert. Was sind die Kosten und Implikationen eines solchen Modells und welche Rolle spielt die Figur der lesbischen Femme als *blinder Fleck* in vielen Untersuchungen der Queer Studies? Sind alternative Repräsentationsmodelle denkbar?

Sichtbarkeit als Erkennbarkeit

Kaum ein Text der Lesbian und Gay Studies oder der Queer Studies, der in irgendeiner Weise Repräsentationspolitiken anspricht, kommt ohne ihn aus: den Begriff der „Sichtbarkeit“ („visibility“). Betrachtet man seine Verwendungsweisen genauer, fällt auf, dass „Sichtbarkeit“ sich nur in den seltensten Fällen direkt – wie der Wortsinn nahelegt – auf das Feld des Visuellen bezieht. Vielmehr finden wir einen verbreiteten Gebrauch vor, der „visibility“ mit Geoutet-Sein gleichsetzt. „Lesbian visibility“ bedeutet in Bezug auf eine Frau, dass ihre lesbische Identität allgemein bekannt ist. Anders herum finden sich sogar Definitionen von Coming-out als „the act of making *visible* one's homosexuality“.²

Der epistemische Bereich der Wissbarkeit oder Erkennbarkeit wird hier rhetorisch mit dem Bereich des Sehens gekoppelt. „Erkennbarkeit“, das Vorhandensein von Kodierungen, wird durch die rhetorische Figur des Pars pro toto auf „Sicht-

barkeit“, visuelle Repräsentation, eingeschränkt. Die Grenzen für das, was sichtbar (sehbar) ist, sind jedoch sehr viel enger als für das, was noch auf andere Arten kommunizierbar und erkennbar werden kann. Dabei scheint es sich um einen meistens unbewusst bleibenden metonymischen Vorgang zu handeln, der auf sprachlich-kultureller Konvention beruht.

Zwar lassen sich – selten genug – auch Formulierungen vorfinden, die ein Bewusstsein über den übertragenden Gebrauch von Sichtbarkeit als Wissbarkeit andeuten, wie in folgender: „The 'visibility' of these issues is not a matter of what is empirically 'there' [...], but of the frames of knowing that make certain meanings 'seeable'“.³ Sie hinterfragen diese Verwendung jedoch nicht.

Diese ersetzende Ver/Wendung soll hier in Frage gestellt werden, weil sie, wie ich in den folgenden Ausführungen zeigen möchte, bestimmte Signifikanten der Differenz bevorzugt und die Repräsentation von anderen lesbischen Verkörperungen, die diese Signifikanten nicht aufweisen, undenkbar macht.

In der Identitätspolitik der lesbisch-schwulen Bewegungen verhält es sich paradoxerweise so, dass mit der Forderung nach 'Sichtbarkeit' oder 'Sichtbarmachen' implizit und unbewusst zwar 'Erkennbarkeit' oder 'Öffentlichmachen' gemeint wird, praktisch jedoch die Wendung wiederum im Wortsinn ausgelegt wird und ihre Erfüllung mit *visuellen* Signifikanten nachzuweisen ist.⁴

Besetzung der lesbischen Subjektposition

Queere Theorie und Politik neigen dazu, die Transgression von sexuellen und Genderidentitäten als sichtbare Differenz zu den Normen zu feiern.⁵ Die ikonische Erfüllung der Forderung nach visuellen Signifikanten der Devianz von geschlechtlichen/sexuellen Normen stellen traditionell Drag Queens und Butches dar. Diese Verkörperungen werden daher als magische Zeichen und mythische Figuren von Queerness apostrophiert.

Butch/Femme-Inszenierungen sind in der queeren Theorie zu einem bevorzugten Beispiel dafür geworden, wie Lesben die Konstruiertheit von sexuellen und Genderidentitäten enthüllen.⁶ Welche theoretische Rolle spielt in dieser Kopplung die Figur der Femme, die lesbische Verkörperung von Femininität, die den Bruch mit dem lesbisch-feministischen Tabu gegenüber (exzessiver) Weiblichkeit inszeniert und deren Stil *scheinbar* nicht von dem heterosexueller Frauen zu unterscheiden ist?

Die Theoretisierung von Femme/Butch-Verkörperungen hat eine lange Tradition in der anglo-amerikanischen Lesbenforschung. In der historischen Entwicklung dieser Debatte ist es die Subjektposition der Femme, die eine erstaunliche epistemologische Karriere macht. Gerade ihre traditionelle Vernachlässigung und Abschiebung in den toten Winkel der lesbischen Repräsentation lässt sie jüngst als Figur des Ausschlusses innerhalb kritischer queer-feministischer Analysen wieder erscheinen. Als eindrucksvolles Zeugnis dieses (wissenschaftlichen) „Durch-

bruchs“ verstehe ich die Arbeiten der us-amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Lisa Walker.⁷ Anhand eines Aufsatzes von Teresa de Lauretis möchte ich exemplarisch die vorangegangene Debatte nachvollziehen.

In *Sexual Indifference and Lesbian Representation* von 1988 führt Teresa de Lauretis das Sichtbare/Sehbare wiederholt als kulturhistorische Konstruktion und als *Frage nach seinen Bedingungen* ein.⁸ Sie nennt die (Homo-)Sexualität der Femme „being in the last instance what can not be seen“.⁹ Im Schlusssatz heißt es, die Femme könne nicht gesehen werden, „unless [...] she enters the frame of vision as or with a lesbian in male body drag“.¹⁰ Diese Formulierung fungiert fast als Drohung: „Du existierst nicht oder du existierst nur als Anhängsel der Butch“ und thematisiert die vorherrschende kulturelle Nicht-Intelligibilität des Subjektstatus der Femme. Welche repräsentationellen, kontextuellen Bedingungen sind nötig, damit sie in Erscheinung treten kann?¹¹

Auffällig bei de Lauretis ist ihre theoretische Privilegierung von Visualität gegenüber anderen Feldern von Repräsentation, die einerseits das Visuelle mitstrukturieren, sich andererseits aber auch alternativ denken lassen. Als Filmwissenschaftlerin hat sie zwar die Möglichkeit, methodisch gleichermaßen mit dem Visuellen und dem Narrativen zu operieren. Aber obwohl ihre Beispiele sowohl literarisch als auch filmisch sind, wird Narrativität hier nicht analog theoretisiert. Narrative Elemente werden im Vergleich zu visuellen Elementen der Analyse zwar erwähnt, sie avancieren aber nicht zu dem primären privilegierten Zeichen für Erkennbarkeit, Identifizierbarkeit, Repräsentation. De Lauretis emblematisiert das Sichtbare/Sehbare, stattdessen es implizit mit besonderer Signifikationskraft aus, ohne diese näher zu erklären, geschweige denn sie zu begründen. Ungewollt (?) wird Visualität somit zum Hoheitszeichen der Repräsentation und epistemologisch privilegiert.¹² Darum kann in der Privilegierung des Visuellen das Resultat für die „Vertretung“ (als politischer Seite der Repräsentation) der Figur der lesbischen Femme nur unbefriedigend ausfallen. Andererseits ist nicht zu unterschätzen, dass die Femme in de Lauretis' Text rhetorisch überhaupt auftaucht, was letztlich auch eine Art von Repräsentation darstellt und einen Ausgangspunkt markiert, von dem aus weitergedacht werden kann.

„Wie erkennt man eine Lesbe?“ – Zeichen der Differenz

Wie muss eine Lesbe aussehen, um gesehen zu werden und was kann überhaupt sichtbar werden? Oder was muss sie tun, um erkennbar werden zu können?

Lisa Walker beschreibt in *How to Recognize a Lesbian: The Cultural Politics of Looking Like What You Are* (1993) die Erfahrung, sich als Femme unter Lesben in einer Gemeinschaft zu befinden, in der sie dem Äußeren nach nicht akzeptiert wird. Ihr Aufsatz ist ein Nachdenken über die Konstruktion von lesbischen Identitäten durch die Figur der Sichtbarkeit (*trope of visibility*): „Privileging visibility has become a tactic of late twentieth-century identity politics, in which participants often symbolize their demands for social justice by celebrating visible signi-

fiers of difference that have historically targeted them for discrimination“.¹³ Als Beispiel nennt Walker Lesben und Schwule, die dem Crossdressing als Signifikant für Homosexualität symbolische Macht verleihen. „But while this strategy of reclamation is often affirming, it can also replicate the practices of dominant ideologies that use visibility to create social categories on the basis of exclusion.“¹⁴ Einerseits kann es zwar politisch und rhetorisch effektiv sein, Sichtbarkeit in den Vordergrund zu stellen, das Verfahren ist aber auch problematisch: „Within the constructs of a given identity that invests certain signifiers with political value, figures that do not present those signifiers are often neglected. Because subjects who can 'pass' exceed the categories of visibility that establish identity, they tend to be regarded as peripheral to the understanding of marginalization“.¹⁵

Walker markiert die Femme als paradigmatische Figur des Ausschlusses von einer Theorie, die die Butch aufgrund ihrer „besseren“ Sichtbarkeit bevorzugt. Da die Femme als Hetera „durchgehen“ kann, ist sie nicht, was sie scheint. Ihre Erscheinung wird folglich nicht als veritables Zeichen der Differenz zur Kenntnis genommen, weil sie zugleich als Zeichen der normativen Heterosexualität gelesen werden kann. Wenn Differenz auf das rein Sichtbare verengt wird, wird die Figur, die „durchgeht“, unrepräsentierbar.¹⁶

Walker schlägt vor, die Beziehungen zwischen sichtbaren Signifikanten der Differenz und signifizierter Identität komplexer zu denken, statt sie totalisierend synonym zu setzen.¹⁷ Dabei sollte den Differenzen innerhalb untersuchter Identitätsbildungen mehr Beachtung geschenkt werden und auf Ambivalenzen in Kontexten von sowohl hegemonialen als auch subkulturellen Werten verwiesen werden. Festgelegte Vorstellungen von dem, was als „radikale Selbstrepräsentation“ gilt und inwiefern „radikales Bewusstsein“ und „radikale Erscheinung“ (was immer das jeweils sein mag) in eins zu fallen haben, ließen sich so differenzieren.¹⁸

Brüche der mythischen Kontinuität zwischen Körpergeschlecht, Gender-Inszenierung und Begehren

Walker nimmt eine Kritik an Butlers Femme-Butch-Passagen in *Das Unbehagen der Geschlechter* vor, in der sie die Femme als blinden Fleck in Butlers Theorie bestimmt.¹⁹ Sie schreibt: „In focusing on the visual evidence of subversion, Butler [...] is forced to privilege the butch as the figure that represents the radical discontinuity of sexual and gender identities [...],“ wohingegen „the femme does not represent the kind of surface-text that Butler wants to theorize“.²⁰

Butler und andere Queer-TheoretikerInnen haben die Beziehung zwischen sichtbaren Signifikanten und den geschlechtlichen Identitäten, die jene bezeichnen, denaturalisiert. Ihre Schwerpunktsetzung auf den Körper als Schau-Platz von Dissonanzen und Diskontinuitäten macht die Anfechtung der Zwangsheterosexualität durch die Femme allerdings „unsichtbar“.²¹ Insofern wird der Bezug auf die Figur der Sichtbarkeit zu einer Begrenzung.

Während also die Butch den Bruch der mythischen Kontinuität von Körpergeschlecht und Gender-Inszenierung repräsentiert und somit ein Modell für die visuelle Evidenz von Subversion liefert, lässt sich an der Figur der Femme der Bruch der mythischen Kontinuität von Gender-Inszenierung und Begehren nachzeichnen. Für dieses Modell gibt es keine visuelle Evidenz, Oberflächenlesen greift zu kurz.²² Der Bruch liegt hier gleichsam im „inneren“ Reich des Begehrens – angewandt auf das System der heterosexuellen Hegemonie. Verschiebt man den Rahmen allerdings auf ein Szenario der dominanten Strukturen innerhalb lesbisch-feministischer Kontexte, die exzessive Femininität tabuisieren, so läge der Bruch wiederum im äußeren Erscheinungsbild der Femme. In diesem Kontext wäre es die Butch, die die „bruchlose“ Variante darstellt.

Es liegt also eine Gefahr in vereinfachenden, stabilisierenden Modellen, in denen analytisch zu trennende Kategorien wie Körpergeschlecht, Gender-Inszenierung und Begehren kurzgeschlossen werden. Stattdessen wäre die analytische Entkopplung von Gender-Stil und Begehren weiterzuverfolgen. Diese kann auch darin bestehen, eine Definition von Femme und Butch zu verwenden, die „oberflächlich“ bleibt und jeden direkten Rückschluss auf Begehrensstrukturen und sexuelles Verhalten verweigert. Nicht zuletzt auch aus dem Grund, dass insbesondere Sexualität sich entscheidend durch dasjenige mitkonstituiert, was sich der Repräsentation entzieht.²³

Tasten und Suchen – Repräsentation der Mehrdeutigkeit

Wie könnten Alternativen zu verkürzten und verkürzenden visuellen Repräsentationsmodellen aussehen? Wie lassen sich Repräsentationsstrategien finden, welche die Rahmenbedingungen für Erkennbarkeit verändern und zu einem komplexeren Umgang mit lesbischen Signifikationsmöglichkeiten führen?

In diesem Sinne wäre das lesbische Strategienspektrum zu erweitern, Wahrnehmungsmuster zu verfeinern und weniger gebräuchliche Sinne einzusetzen, Mehrdeutigkeiten zu inszenieren und zuzulassen. Wobei es weniger darum geht, Strategien der Sichtbarkeit abzuschaffen und deren strukturelle Bedeutung bei der Theoretisierung marginalisierter Verkörperungen anzuzweifeln, als darum, die Begrenztheit und die Ausschlüsse eines Systems der Privilegierung von Sichtbarkeit zu verdeutlichen.

Nach Roland Barthes „zählt es zu den Aufgaben der menschlichen Rede, die Tyrannei der visuellen Wahrnehmung zu bekämpfen und den Sinn mit anderen Perzeptions- und Empfindungsweisen zu verknüpfen“.²⁴ Dabei sollen die Felder der Visualität, der Narrativität sowie weiterer Dimensionen²⁵ jedoch nicht getrennt und polarisiert werden, um sie etwa gegeneinander auszuspielen. Schließlich geht es nicht um eine Kritik von Sichtbarkeit als solcher, sondern um eine Kritik an den verkürzenden und ausschließenden Effekten, die ein naturalisierendes Evidenzdenken zeitigt. In diesem Zusammenhang ist es nötig, die besondere Anfälligkeit des Visuellen für Naturalisierungen herauszustellen. Auch geht es nicht

um eine Kritik an (lesbischen) Stilisierungen/Typisierungen als solchen, sondern um die Privilegierung von *visuellen* Kodierungen auf Kosten mehrdimensionaler Dynamiken der Semiose. Typisierung scheint für Erkennbarkeit in gewissem Maße notwendig zu sein. Doch muss sie nicht unbedingt visuell sein, auch narrative Strategien führen zu Typisierungen, die für Identifizierungsprozesse eine wichtige Rolle spielen können.

Semiologische Ansätze hinterfragen kulturelle Evidenzen und entlarven die diesen zugrunde liegenden Naturalisierungs- und Mythisierungsprozesse. Die Verbindung von weiblichem Körpergeschlecht, femininem Habitus und heterosexueller Orientierung ist ein nach wie vor virulenter Mythos, der noch immer einer grundlegenden Dekonstruktion harrt. In *Mythen des Alltags* benennt Barthes die Schaffung eines künstlichen Mythos als dekonstruktives Verfahren. „Die beste Waffe gegen den Mythos ist in Wirklichkeit vielleicht, ihn selbst zu mythifizieren, das heißt einen künstlichen Mythos zu schaffen.“²⁶

Eine feministische Verwendung dieses Verfahrens hat die Filmwissenschaftlerin Mary Ann Doane bereits 1987 in *The Desire to Desire* mit Rückgriff auf Irigarays Überlegungen zu Mimesis und Mimikry angedacht. Doane fordert, (weibliche) Inszenierungen von Femininität als „doppelte Mimesis“ zu rekonzeptualisieren und damit die Faktoren der kritischen Distanzierung und der Identifizierung gleichzeitig zu erfassen.²⁷ Es steht allerdings noch aus, diesen Ansatz aus queerer Perspektive auf lesbische Körper-Inszenierungen anzuwenden.

Strategien kritischer Mimesis

Ohne explizit auf den Begriff der doppelten Mimesis zu verweisen, bieten die kritischen Analysen der Literaturwissenschaftlerin Bidy Martin mehr als nur einen Ansatzpunkt für die weiterführende queer-feministische Auseinandersetzung mit diesem Konzept. In *Sexualities Without Genders and Other Queer Utopias* (1992) hat Martin herausgearbeitet, wie die Betonung von „visible differences from norms, the evacuation of interiorities [...] and the invisibility or fixity attributed to the femme or femininity“²⁸ miteinander verbunden sind. Sie rät dazu, nachdrücklicher zu betonen „that the subordination of women does not follow simply from the failure to conform to convention, but also from the performance or embodiment of it“.²⁹

Ihre Analyse mahnt an, dass bestimmte Schwerpunktsetzungen von Queer Studies dazu beitragen, Wirkungsweisen der Frauenfeindlichkeit dem Sichtfeld entgleiten zu lassen.³⁰ Sie attestiert „[...] a resistance to something called ‘the feminine’, played straight, and [...] a tendency to assume that when it is not camped up or disavowed, it constitutes a capitulation, a swamp, something maternal, ensnared and ensnaring. Too often, anti-determinist accounts that challenge feminist norms depend on the visible difference represented by a cross-gender identification to represent the mobility and differentiation that ‘the feminine’ or ‘the femme’ supposedly cannot“.³¹ Aus der Perspektive derjenigen, die darunter zu leiden

haben, auf die übelste Art als queer beschimpft und abgetan zu werden und deren Selbstverständnis die Auflehnung gegen die Beschränkungen von konventioneller Weiblichkeit beinhaltet, wird der gesellschaftlichen Bestrafung von Femininität weniger Bedeutung beigemessen als der Bestrafung der Verweigerung von Femininität. Daher, so die Beobachtung Martins, konnte sich eine bestimmte Abwehr gegen die Abwertungen, die Angreifbarkeit und die Verletzlichkeit von Femininität (in Queer Studies) durchsetzen.

Mit dieser feministischen Kurskorrektur von Queer Studies, wird der analytische Blick wieder stärker auf „Frauen“ und „Weiblichkeit“ gelenkt und damit auch auf den *Zusammenhang* der Abjektion und Abwertung von Queerness, Femininität und weiblichem Geschlecht.³²

Dieser Aufsatz erscheint in gekürzter Version unter dem Titel „Lesbische Repräsentation und die Grenzen der ‚Sichtbarkeit‘“ auch in: Körper und Repräsentation. Schriften der Internationalen Frauenuniversität – Technik und Kultur, Bd. 7. Hrsg. v. Sigrid Schade und Insa Härtel. Opladen 2002; sowie in englischer Übersetzung in Bd. 6 der selben Reihe.

- 1 Performativity and Belonging. Hrsg. von Vikki Bell, Special Issue of Theory, Culture & Society, 16, No. 2, 1999, S. 6.
- 2 Rosemary Hennessy: Queer Visibility in Commodity Culture. In: Cultural Critique, 29, 1994, S. 31-76, hier: S. 41. Meine Hervorhebung.
- 3 Hennessy (wie Anm. 2), S. 49.
- 4 Ein hier nicht weiter bearbeiteter Aspekt des Problems der „Sichtbarkeit“ ist ihre Komplizenschaft mit dem Paradigma der Minorität, bzw. der Peripherie. Wie Sabine Hark schreibt, ist die „Bedingung lesbischer Sichtbarkeit [...] mithin gerade die Fixierung am Rand; der Anspruch sichtbar zu sein, bestätigt somit womöglich eher die hegemoniale Dichotomie von heterosexuellem Zentrum und homosexueller Peripherie, als sie wirkungsvoll in Frage zu stellen.“ Sabine Hark: Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Opladen 1996, S. 95f.
- 5 Biddy Martin: Femininity Played

- Straight. The Significance of Being Lesbian. London und New York 1996, S. 74.
- 6 Lisa Walker: Embodying Desire: Piercing and the Fashioning of 'Neo-butch/femme' Identities. In: Butch/femme. Inside Lesbian Gender. Hrsg. von Sally R. Munt. London 1998, S. 123-132, hier: S. 124.
- 7 More than just Skin-deep: fem(me)inity and the subversion of identity. In: Gender, Place and Culture, 2, 1995, H. 1, S. 71-76, sowie Walker (wie Anm. 6). Literarische und essayistische Interventionen selbstidentifizierter Femmes liegen in umfangreicherer Form seit Anfang der 80er Jahre vor. Siehe z.B. die Arbeit von Joan Nestle und Amber Hollibaugh in den beiden Sammelbänden der Sex Wars: Ann Snitow et al. (Hrsg.): *Powers of Desire: The Politics of Sexuality* (1983); Carole S. Vance: *Pleasure and Danger* (1984); Joan Nestle (Hrsg.): *A Restricted Country* (1987)

und *The Persistent Desire* (1992); Minnie Bruce Pratt: *S/HE* (1995); Lesléa Newman (Hrsg.): *The Femme Mystique* (1995); Laura Harris/Elizabeth Crocker (Hrsg.): *Femme. Feminists, Lesbians, and Bad Girls* (1997). In 2000 erschienen sind Amber Hollibaugh's beeindruckende und leidenschaftliche Femme-Geschichtsstunde *My Dangerous Desires: A Queer Girl Dreaming her Way Home* und Shar Rednours camp-humorige „Ratgeberin“ *The Femme's Guide to the Universe*.

- 8 Teresa de Lauretis: Sexual Indifference and Lesbian Representation. In: Theatre Journal, 40, 1988, S. 155-177, hier S. 171, 173.
- 9 Ebd., S. 177.
- 10 Ebd., S. 177 (Hervorhebung im Original). Diese Formulierung stellt eine Überspitzung der Ausführungen Esther Newtons in *The Mythic Mannish Lesbian. Radclyffe Hall and the New Woman*. In: Signs, 9, 1984, H. 4, S. 557-575, hier: S. 573 dar.
- 11 Vgl. den scharfsinnigen Hinweis Butlers, dass „Erscheinung“ auch das meinen kann, was in der Sprache erscheint. Judith Butler: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin 1995, S. 234.
- 12 Sigrid Adorf hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass das Feld des Visuellen diese „Hoheit“ freilich nicht erst durch de Lauretis verliehen bekommen musste, sondern schon vorher inne hatte und somit ein besonders mächtiges Feld der identifizierenden Benennung, d.h. der Repräsentation ist, auf dem sich der Kampf um Um-Gestaltung lohnt.
- 13 Lisa M. Walker: How to Recognize a Lesbian: The Cultural Politics of Looking Like What You Are. In: Signs, Summer, 1993, S. 866-890, S. 868.
- 14 Ebd., S. 888.
- 15 Ebd., S. 888.
- 16 Vgl. ebd., S. 879.
- 17 Vgl. ebd., S. 888.
- 18 Vgl. ebd., S. 885 und 888.

- 19 Vgl. ebd., S. 883-885.
- 20 Ebd., S. 884.
- 21 Vgl. ebd. 883.
- 22 Zur Kritik der Priorität von Oberfläche über „Inneres“ und Tiefe vgl. auch Martin (wie Anm. 5), S. 74.
- 23 Judith Butler: Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In: Grenzen lesbischer Identitäten. Hrsg. von Sabine Hark. Berlin 1996, S. 15-37, hier: S. 31.
- 24 Roland Barthes: Die Sprache der Mode. Frankfurt am Main 1985, S. 124.
- 25 Einen Anstoß zur Wahrnehmungserweiterung und -verschiebung gibt Lisa Walkers Analyse der Funktionen von Piercing in queer-lesbischen Kulturen, welche die konventionelle Deutungsweise von Piercing als Teil der visuellen Ökonomie von queerer Kultur durchbricht, indem sie sich auf dessen *taktile* Aspekte bezieht, vgl. Walker (wie Anm. 6). Bei solchen Vorschlägen zu Verschiebungen sollte es jedoch nicht zu Ersetzungen kommen; der Verwobenheit der sinnlichen Wahrnehmung von Kodierungen ist Rechnung zu tragen und auf Wechselwirkungen zu anderen Wahrnehmungsweisen hinzuweisen.
- 26 Roland Barthes: Mythen des Alltags. Frankfurt am Main 1964, S. 121.
- 27 Mary Ann Doane: The Desire to Desire. The Woman's Film of the 1940s. Houndmills et al. 1987, S. 181ff.
- 28 Zit. nach Martin (wie Anm. 5), S. 74.
- 29 Ebd., S. 74.
- 30 Vgl. ebd., S. 72.
- 31 Ebd., S. 73f.
- 32 Mein Dank gilt Sigrid Adorf, Insa Härtel und Sigrid Schade, deren kluge Kritik an Entwürfen zu diesem Beitrag hier miteingegangen ist. Insbesondere Sigrid Adorfs Kommentar zu der ifu-Version des Aufsatzes und unsere Diskussionen in der Forscherinnengruppe „Konstruktionen von Körper und Geschlecht“ über das Konzept der „doppelten Mimesis“ haben mir wichtige Anregungen gegeben.